

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 13

Artikel: Ein Mann ohne Ehre [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640325>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Mann ohne EHRE

Roman
von
Lisa Wenger

«Seine Agenda ist der Beweis. Jedes Gemälde, das das Kunsthaus verliess, ist darin angemerkt. Tag, Jahr, Name des Künstlers und Aufschrift des Bildes. Zudem stehen ja die verkauften Bilder alle in den Büchern angemerkt.»

«Aber, wie um Himmelswillen, kamen Sie auf Ruscht?»

«Durch sein Benehmen.» Und der scharfe Beobachter erzählte von dem Abend, an dem im Klub von dem Erdbeben in Japan gesprochen wurde, darauf von dem andern Erdbeben — in Basel —, wobei Ruscht sich durchaus merkwürdig, entgegen seiner gewöhnlichen Selbstsicherheit, gezeigt habe.

Weber zündete sich eine Zigarette an. Niemand folgte seinem Beispiel. Ein aufgeregtes Für und Wider erhob sich. Die erschütterten Männer, Ehrenmänner im besten Sinn, wehrten sich dagegen, ihren langjährigen, bewährten und ausgezeichneten Kustos, ja genialen Freund, des Betrugs zu zeichnen.

Man liess Rohrer kommen. Widerwillig und zuletzt mit feuchten Augen gab er Auskunft. Er zeigte die Agenda vor, in der die verschwundenen Bilder fehlten. Dass dem so war, bestätigte er. Er kenne jedes Bild, das fort komme, jedes, das sich im Keller gewölbe befinde oder befinden müsse.

«Aber wie kamen Sie auf den Gedanken, Doktor Ruscht zu verdächtigen, Rohrer? Es kann ja ein beliebig anderer gewesen sein. Sie könnten es gewesen sein.» Der Chauffeur lachte.

«Ich kam vor zwei Jahren eines Tages am Morgen in die Garage, Schmidt war dabei. Das Camion war über und über bespritzt. Es war noch nass, das Dach, meine ich. Ich weiss aber noch genau, dass ich es tags vorher gesäubert hatte, weil ich Bilder am Bahnhof zu holen hatte. Ich vergesse nie etwas.»

«Aber wer hat den Schlüssel zur Garage? Sie doch wohl?»

«Ich und der Doktor Ruscht. Er hat sämtliche Schlüssel, auch zu den Kellern und zur Garage.»

«Haben Sie sonst etwas in dieser Sache zu berichten?» fragte Weber.

«Ja. Man hat Doktor Ruscht an jenem Abend gesehen. Man hat ihn mit einem grossen Herrn gesehen.»

«Wer hat ihn gesehen? Wieso wissen Sie das?»

«Weil die Köchin von gegenüber an jenem Abend im Hausflur stand und auf ihren Schatz wartete. Sie hätte um des Wetters willen nicht fort gewollt. Sie hat es meiner Frau erzählt, und die hat es mir erzählt, damals, an jenem Abend. Sie, die Köchin, hätte bei sich gedacht, was die Herren denn so spät noch im Kunsthaus zu schaffen hätten? So hat sie zu meiner Lisbeth gesagt. Aber ich habe sie angeschnauzt. Wenn der Ruscht ins Kunsthaus gehe, so sei es, weil er etwas dort zu tun habe. Alles ist mir wieder eingefallen, als Herr Doktor Weber mich fragte. Aber Herr Ruscht wird sich schon rechtfertigen. Man braucht ihn ja bloss zu fragen.»

«Gut, Rohrer. Schreiben Sie die Namen der fehlenden Bilder heraus, sie werden ja, mit einer Ausnahme, alle im Katalog stehen»,

sagte der Präsident und fasste Rohrer am Arm. «Rohrer, kein Wort zu irgend jemandem von dieser Sache. Kein Wort zu Ihrer Frau.»

«Zu keinem Menschen werde ich ein Wort sagen. Das werden Sie doch nicht glauben. Ich verrate den Ruscht nicht. Solch einen gescheiten und guten Mann. Könnte man sich aber nicht sehr täuschen, Herr Präsident, trotz des nassen Camion?» Er grüsste und ging.

«Und nun, meine Herren? Wollen wir vorgehen?» fragte Doktor Weber.

«Nein, vorläufig nicht. Kommen Sie mir nicht mit Polizei, ehe alles klar und bewiesen ist.»

«Ich meine», sagte Professor Gräther, dass man auch die Bücher revidieren müsste.»

«Es ist oberflächlich schon geschehen — Ruscht hatte sich als krank entschuldigen lassen — und ich habe Grund zu fragen, ob wir uns nicht einen Treuhändler verpflichten wollen? Ungenauigkeiten habe ich von blosssem Auge bemerkt», sagte Weber, der in allen Dingen ebenso genaue wie unerbittliche Mann.

«Wie aber ist es möglich, dass Ruscht, in guter Stellung, vielseitiger Verdienner, zum — nun ja, Dieb werden kann?» fragte der Bildhauer Vögeli.

«Ruscht hat gebaut. Er soll weit über seine Verhältnisse gebaut haben. Ich weiss durch Streuer, dass er in Verlegenheit war, und nach Geld Umschau hielt. Mancher ist schon diesen Weg gegangen», sagte Professor Baumann.

«Aber stehlen, Herr Professor, stehlen! Das von Ruscht zu glauben, weigere ich mich aus Prinzip, Bücher fälschen, Bilder heimlich verkaufen — der Teufel hole diese übergescheiten Leute ohne Gewissen!»

«Nun, wer anders als der Teufel in Ruscht hat gehandelt? Mit den Hochmütigen hat er es leicht. Die denken, ihnen sei alles erlaubt, oder sie liessen sich nicht kriegen. So einer war der Ruscht.»

«Vergessen Sie nicht, was über dem Portal seines Gartens steht: Me lo fumo — ich pfeif' drauf! Das sagt viel. Mich hat es sehr gestört, dies Wort. Und, das ist nicht zu leugnen, Ruscht machte von jeher den Eindruck, als denke er, dass punkto Gescheitheit allen genommen und ihm gegeben sei, wie die Berner Bauern sagen.» So sprach Professor Baumann.

«Aber, lieber Herr Professor, bedenken Sie...», flehte der Präsident.

«Ich glaube», sagte Doktor Weber, «es wäre besser, noch gar kein endgültiges Urteil zu fällen, überhaupt noch — also, ich meine, einfach zu handeln. Wir finden sicher-

lich Fingerzeige, die gibt es immer in solchen Fällen. Wir engagieren einen bewährten Treuhänder, der das Hauptbuch, die Bücher überhaupt, überprüft. Uebrigens ist Ruscht im Bett, krank, wie mir seine Frau telephonierte. Ich schlage vor, uns zu benehmen, als sei nichts geschehen. Alles andere ergibt sich dann von selbst. Ich werde noch einmal bei Ruscht anläuten und mich nach seinem Befinden erkunden.»

Er ging ins Nebenzimmer und tat, wie er gesagt. Aufmerksam hörten die andern zu und entnahmen dem Gespräch, dass sich das Unwohlsein in nichts verbessert habe, und dass der Kranke im Bett liege.

«Gut, gut», sagte Weber. «Wir werden Zeit und Musse haben, alles ungestört zu prüfen.»

«Alles in allem ist es furchtbar, dies Ereignis, oder Geschehnis. An wen, um des Himmels willen, soll man noch glauben?»

«Ich habe das Ohnweiteresglauben überhaupt aufgegeben», sagte schroff Doktor Weber. «Ich glaube überhaupt keinem.»

«Da tun Sie mir leid, lieber Doktor. Mit soviel Galle im Herzen können Sie überhaupt leben?» fragte Präsident Usteri.

«Zum Glück befindet sich die meine da, wo sie hingehört, nämlich bei der Leber.» Die Herren lachten.

«Wir lachen, und uns droht, einen Menschen ins Zuchthaus bringen zu müssen», sagte sehr ernst Usteri. «Das ist keine Kleinigkeit, eine Familie unglücklich zu machen, Kindern ihren Vater zu nehmen — was wollen Sie mit einem Dieb? Einen Zuchthäusler als Vater wünscht sich kein Kind. Wir müssen vorsichtig vorgehen, wirklich sehr vorsichtig.» Er sah vor sich hin.

«Wie im Nachforschen, so auch Ruscht gegenüber. Man kann ja einen Unschuldigen mit solchem Verdacht zu Tode verletzen. Ich schlage vor, dass wir annehmen, Ruscht sei ohne Schuld. Es wird Zeit genug sein, unsere Meinung zu wechseln, sollte es sich zeigen, dass er einer Versuchung unterlag.»

Man einigte sich auf strengstes Geheimhalten der ganzen Sache. Doktor Weber sollte Korrespondenzen und Ein- und Ausgänge prüfen, Notizen über Ausstellungen — man wollte das Kunsthaus so wenig als möglich pekuniär belasten — der Treuhänder würde die Bücher revidieren, und die Herren nach getaner Arbeit davon benachrichtigen.

«Sollte sich Ruschts Schuld erweisen und bestätigen, so würde die Polizei davon benachrichtigt werden?» fragte Weber.

«Einstweilen stimme ich gegen diesen Paragraphen», sagte Usteri.

«Sie bleiben sich doch immer treu, Herr



Die grosse Kreuztragung Christi. Nach einem Kupferstich Martin Schongauers (um 1445—91)

**Die Brüelene un Gröhlene
All um ne d's ringsigum,
Die ruche, grobe Löline,
Sie halte n e für dum; ;
Sie rhyffe n e un schlö ne,
Un spöie n ihm is Gsicht,
Un stüpfen e un höhne
Un fuchren e vor's Gricht.**

**Un Är seit nüt zu allem,
Är weiß, es nützi nüt:
Seit Gott zue
Schritt für Schritt.**

KARL A. LAUBSCHER

Präsident», sagte Professor Gräther. «Erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken?»

*

Nini stand unter der Haustüre und wartete auf die beiden Buben. Sie stürmten die Allee entlang.

«Ist der Vater wieder da?» schrien sie von weitem. «Wann kommt er? Warum hat er uns nicht lebwohl gesagt?» Die Mutter wurde ungeduldig.

«Seid doch nicht so laut. Muss es denn die ganze Gegend wissen, dass der Vater fort ist? Wollt Ihr die Bettler herrufen?», fügte sie vorsichtig hinzu. «Und fragt nicht so viel, ich habe Kopfweh. Wenn man euch fragt, wo der Vater sei, so sagt, er sei nicht wohl. Ihm war gestern wirklich sehr schlecht.»

«Es ist aber gelogen», sagte Roland. «Ich antworte einfach nicht. Ich mache meinen Mund zu, und dann denkt man, ich hätte Zahnschmerzen. Aber warum sollen wir nicht sagen, dass er fort ist, Mutter?»

«Weil er es nicht will, darum», sagte die Mutter. Es telefonierte, und Nini ging ins Haus und nahm den Hörer ab.

«Nein, Herr Doktor, das ist nicht möglich. Er hat starkes Fieber. Nein, er kann nicht herunterkommen, wenn Sie ihn besuchen. Man weiss noch nicht, was sich daraus entwickeln wird. Danke, Herr Doktor.» Der Apparat schwieg. Nini musste sich setzen.

Warum sie nur so hinter ihm her sind? Sonst liessen sie ihn tun und lassen, was er für gut fand. Dieser Doktor Weber — ich mag ihn nicht — war auch nicht freundlich wie sonst. Gestern auch nicht. Doch nicht wegen dem, was Othmar gesagt hatte? Sie begann die Folgen dieses Geständnisses zu ahnen, zu glauben, und wurde bedrückt. Es begann ihr zu dämmern, dass Othmar in tiefem Ernst gesprochen hatte, und dass nicht das angenehme Verflattern der Sorgenwolken das Richtige war, sondern die Erkenntnis, dass man sich nicht einen Dieb nennt,

wenn man keiner ist, und dass die furchtbare Angst, die sie plötzlich packte, im Recht war.

Dieb — Zuchthaus — Schande — Armut — das zog plötzlich schwer beladen an ihr vorbei. Es kamen kleine und kleinere Erwägungen.

Was würde die Bedienerin sagen, wenn sie das erführe? Nini konnte mit Dienstmädchen nicht auskommen. Es ging und ging nicht. Sie hatte drei verschiedene Frauen, die sich in die Arbeit teilten. Und die Marie, die die Wäscherin, das böse Maul?

Sie begann zu weinen. Und wenn es doch wahr wäre? Dann käme ja alles an den Tag. Dann würde die ganze Stadt es erfahren! O lieber Gott, o lieber Gott, nein, nur das nicht. Das kannst du mir nicht antun. Warum eigentlich nicht? besann sie sich plötzlich. Er hat andern auch schon viel angetan. Aber der liebe Gott ist der liebe Gott, da gibt es nichts zu mäkeln. Aber Othmar, mein Mann? Wenn das wahr ist, was er mir gesagt hat — halb Ernst und halb Scherz schien es mir — was das für mich wäre.

Was der mir damit antun würde. Sie begann sich tief zu bedauern. Ihr Glaube an den ohne weiteres hilfreichen Gott, und der an ihren angebeteten Mann wankten gleichzeitig. Nein, er stand nicht mehr fest auf den Füssen.

Dann habe ich ja einen Dieb zum Mann? Dann bin ich die Frau eines Diebes! erkannte sie plötzlich. Ihr Gesicht wurde rot vor Entsetzen, Zorn und Empörung. Wenn das wahr ist, wenn das wirklich bewiesen ist — dann gehe ich. Ich will mich nicht von den Leuten anschauen lassen wie ein seltsames Tier, und kritisieren und heruntermachen. Und nicht — nun heulte sie, und Nini Möller in ihrer vollendeten Form kam zum Vorschein. Sie heulte, bis Frau Meier den Tee brachte und wissen wollte, was los sei.

«Es gibt auf der grossen ganzen Welt nichts, das so wichtig ist, dass man darüber zu heulen braucht, als nur allein der Tod, Frau Ruscht. Da kann man nämlich nichts mehr ändern. Ich helfe aufhören», sagte sie als echte Bernerin.

Frau Meier ging, und Nini Möller versank in ein Meer bitterer und übelwollender Gefühle ihrem Gatten gegenüber, wie es bei blinder Liebe leicht geschieht, wenn sie sehend wird.

Alles, was sie je hatte schlucken müssen, was sie hatte entbehren müssen, was sie sich umsonst gewünscht hatte, stand nun ungeheuerlich gross da. Die Zärtlichkeit, die sie nicht zu erringen imstande gewesen, der lächelnde Hohn, mit dem Othmar sie oft gekränkt, die gütige Duldung, die Liebe, die sie selbst an diesen Mann vergeudet hatte, alles stand auf wider Othmar Ruscht mit Schwert und Lanzen.

Nini sah ihn plötzlich, wie sie ihn nie gesehen hatte, das Böse in ihm hell beleuchtet, das, was wertvoll gewesen, das Gute, geschwärtzt, getrübt, wertlos geworden. Die Hosiannah gesungen durch dick und dünn, die wandte sich nun ab. Einen Dieb konnte sie nicht lieben. Dazu war ihr Herz zu klein.

*

Wiederum war Versammlung im Kunsthaus. Der Treuhänder hatte gefunden, was befürchtet worden war, so geschickt es auch versteckt gewesen. Eine grosse Summe fehlte.

Aus den Büchern hatte bewiesen werden können, dass die Bilder keineswegs durch Verkauf verschwunden waren. Auf den Büros der SBB hatte bewiesen werden können, dass eine sehr grosse, eingeschriebene und mit Wachstuch verpackte Rolle seinerzeit nach Amerika verladen worden war. Es konnte nicht mehr daran gezweifelt werden, dass Diebstahl und Veruntreuung vorgekommen waren, und dass Othmar Ruscht, der Kustos, der Mann war, den man suchte.

Schweigend sassen die sechs Herren am grünen Tisch, nachdem sie die Aufzeichnungen und Notizen, die ihnen vorgelegt worden waren, gründlich geprüft hatten. Alles in allem war es eine Arbeit von mehreren Tagen gewesen.

«Die Polizei muss benachrichtigt werden», sagte Doktor Weber und machte sich noch einige Anmerkungen in sein grünes Büchlein.

«Eine furchtbare Sache», sagte Professor Gräther. «Zwei Jahre Zuchthaus sind Ruscht sicher.» Es antwortete niemand.

«Der Mann hat Frau und Kinder», sagte mit vor Aufregung heiserer Stimme Baumann. «Jedoch, es gibt da keine Entschuldigung.»

«Keine, lieber Baumann?» fragte Usteri. «Es gibt wenigstens für alles eine Erklärung, wenn auch keine Billigung, das sei ferne von mir. Aber wozu, glauben Sie, dass im Vaterunser steht: Führe uns nicht in Versuchung? Und warum der Mensch an andern Stellen zur Barmherzigkeit eingeladen wird? Denken Sie an die neunzig Gerechten und den einen Sünder, der trotzdem mit Freude empfangen wird...»

«Wenn er Busse tut, heisst es», rief Doktor Weber. «Ruscht wird nicht Busse tun. Ruscht hält sich für unfehlbar, über alle andern erhaben.» Usteri stand auf.

«Ruscht *wird* Busse tun. Er büsst bereits. Glauben Sie, eine Verfolgung sei keine Marter? Auf das Gefängnis zu warten sei keine Marter? Sei nicht Busse? Glauben Sie mir, lieber Doktor, der Mann hat ja keine ruhige Stunde mehr. Denken Sie nicht, dass einem hochbegabten und dazu hochmütigen Menschen ein solcher Fall kein Kreuz ist? Ein beinahe untragbares Kreuz wird es sein für ihn, abgesehen vom drohenden Gefängnis.»

«Sie hätten einen guten Staatsanwalt abgegeben, Herr Präsident», sagte Weber ironisch. «Und wie Sie nun reden können, jetzt, wo Sie einen zu verteidigen haben!» Usteri lächelte.

«Sie meinen, weil ich gewöhnlich ein so schlechter Redner bin. Uebrigens, ich *war* Staatsanwalt und konnte es nicht bleiben, eben auf Grund der Erwägungen, die ich Ihnen genannt habe. Wir sind alle Pharisäer.»

Es braucht einer nur an *die* Versuchung zu geraten, die die *seine* ist, und er erliegt ihr. Mancher hat ja das Glück, ihr im Leben nie zu begegnen. Denen dies Glück zuteil geworden ist, die müssen barmherzig sein.

Wo finden Sie einen grossen Menschen — Menschen sage ich, nicht Held oder König, nur Menschen, der nicht barmherzig wäre? Und ist er es nicht, so ist er nicht gross genug.» Er hielt an, und sein Gesicht war gerötet, und er fuhr sich durch die dichten weissen Haare. Niemand sprach. Usteri fuhr fort: «Ich möchte den Herren einen Vorschlag machen. Ich weiss bestimmt, dass wir hier alle sechs wohlhabende Männer sind. Keiner ist da, dem ein paar tausend Franken Sorgen machen könnte.» Er sah sich fragend um.

«Ja, aber zum Kuckuck, nun möchte ich aber doch gerne wissen, was Sie im Sinne haben, Herr Präsident?» rief Gräther. «Usteri, Usteri, ich traue Ihnen nicht», drohte er.



Berner Stadttheater. Szenenbild aus «Salome» von Richard Strauss. Im Vordergrund Inge Borkh (Titelpartie); oben Gerty Wiessner (Herodias) und Laszlo Szemere (Herodes)

«Ganz richtig, Sie sollen mir auch nicht trauen. Ich mache also meinen Vorschlag: Retten wir den armen Teufel vor dem Zuchthaus. Bezahlen wir dem Kunsthaus, was es auch durch unsere — ja, durch unsere Nachlässigkeit — eingebüsst hat. Schweigen wir über die ganze Sache.»

Ein Stimmengewirr erhob sich, das nicht mehr erhebend klang. Die Herren wehrten sich.

«Die ganze Summe auf mich zu nehmen, ist mir nicht möglich», sagte der Präsident. «Ich bitte euch, liebe Freunde, versetzt euch in Ruschts Lage...»

«Das geht nicht, nein, das geht nicht! Ihre Güte in Ehren, Barmherzigkeit in Ehren. Aber das geht nicht! Wir wären ja Narren...»

«Wollen wir nicht darüber nachdenken, ob es nicht doch ginge? Bedenken Sie. Geld kontra Zuchthaus. Ich weiss nicht, ob es nicht Ihnen allen sehr schwer würde, den Ruscht im Gefängnis zu wissen. Wie ein Tier hinter Gittern. Und für ewig mit Schande beladen, ausgestossen, und v. v. v. ausgestossen, durch wen? meine ich? Durch uns sechs. Ich will nicht immer wieder zitieren, aber fragen Sie sich: Wer ohne Sünde ist... und zudem gerade Ruscht, einer unserer besten, nein klügsten Köpfe, sagen wir merkwürdigsten Köpfe, bunt wie ein Mosaik. Gut, schlecht, mein Gott, das liegt alles so nahe beisammen. Und zudem, wer von uns kann sich die Qual ausdenken, die so ein Zuchthäusler erleiden muss.»

«Ja, zum Kuckuck, viele sitzen drin», schrie Vögeli.

«Jawohl, Sie kennen den Unterschied genau zwischen dem was ein Gewohnheitsdieb zu verlieren hat und was ein Mann in Amt und Ehren...»

«Ja, kleine Diebe hängt man, grosse lässt

man laufen», krächte wiederum Vögeli. «Ich habe ein Dienstmädchen, das ausgiebig bei uns gestohlen hatte, nicht dem Gefängnis übergeben. Ich nicht. Ich verurteile Ruschts Vergehen durchaus. Ich verabscheue die Eigenschaften, die zu einem Verbrechen führen, nicht aber den Verbrecher. Ich will keine Rede halten, nur das: *ich* habe nicht zu strafen, es ist nicht mein Amt. Kann ich ihm helfen, den Schaden gut zu machen, so tue ich es. Auch Gift ist kostbar, und kann doch töten. Er ist auch kostbar, der Mensch Ruscht. Das Zuchthaus macht nicht besser...»

«Oho, wozu haben wir dann Zuchthäuser?»

«Um die Mitmenschen zu bewahren in schlimmen Fällen. In andern... nun, sie haben im Zuchthaus zu essen und frieren nicht im Sommer.» Ein lautes Gelächter unterbrach den Präsidenten.

«Bravo, bravo, Usteri! Sie haben gewonnen, wenigstens bei mir», rief Professor Gräther. «Ich will meinen Teil auf mich nehmen. Busse für die Nachlässigkeit, nicht besser nachgeprüft zu haben, wozu ich verpflichtet bin.»

«Schön, sehr schön! Ich danke Ihnen recht herzlich, Herr Professor.»

«Ich kann mich nicht entschliessen», sagte Doktor Weber. «Es entspricht nicht meinen Grundsätzen.»

«Ich kann es», rief Baumann. «Wollte Gott, ich würde einmal von Ihnen gerichtet, Präsident. Daraufhin möchte ich beinahe sündigen, um es zu erleben.»

«Eigentlich wollte ich mich noch etwas besinnen», sagte der Basler Ewig. «Aber Sie haben recht, Herr Präsident. Sie machen den Buchstaben zur Tat. Ich könnte ja nicht mehr ruhig in der Kirche sitzen, wenn mir der Ruscht einfiel. Ich mache mit.»

(Fortsetzung folgt)